

Michael Heymel

„Leere Bänke, Austritte en masse und dennoch nett und freundlich sein“ Wozu ist die Kirche da, und wozu sind Pfarrerinnen und Pfarrer da?¹

Fulbert Steffensky hat es uns kürzlich wieder bewusst gemacht: „Wir haben etwas zu sagen, an etwas zu erinnern und etwas einzuklagen, was in der Gesellschaft so oft vergessen wird“. Dieses Erbe sei im Kern Jesus Christus, den die Kirche nun einmal nicht loswerde. Wir Theologen hätten eine Sache zu vertreten, „die älter ist als wir selbst und die größer ist als das eigene Herz“. Jetzt sei „die Zeit, da wir neu lernen, dass Gott unsere Zuversicht und Stärke ist, und nicht wir selbst, wir auch nicht als Kirche“.² Ich gestehe gern, diese Sätze erleichtern mir meine heutige Aufgabe: von dem zu sprechen, was unsere Arbeit schwermacht, ohne zu vergessen, welch reiches Erbe der Kirche und uns anvertraut ist.

I Die Situation der Kirche – wie nehmen wir sie wahr?

Unsere Wahrnehmung der Situation der Kirche ist stark von Negativ-Erfahrungen im Pfarramt bestimmt: geringe Teilnehmerzahlen beim Gottesdienstbesuch, schlechtes Ansehen der Kirche in der Öffentlichkeit, Austritte nach doch so guter Begleitung im Kasualfall usw. Diese Wahrnehmung bestimmt (auch) die Reaktion auf die „Noch-Mitglieder“. Wir Pfarrer begegnen ihnen angespannt mit einem „kundenfreundlichen“ Rollenverhalten. Wir meinen, gegenüber den „Noch-Mitgliedern“ nett und freundlich sein zu müssen.

Warum meinen wir das? Hier vermischen sich Motive und berufsbedingte Interessenlagen: Pfarrer möchten Menschen gewinnen. Sie glauben, die Botschaft von der Menschenfreundlichkeit Gottes verpflichte sie, allen Menschen nett und freundlich zu begegnen (Frauen verinnerlichen dies vielleicht noch stärker als Männer). Wenn sie sich so verhalten, sind sie bereit, die Wünsche und Erwartungen der Leute zu erfüllen, so weit es ihnen möglich ist. Ein katholischer Priester hat das einmal als „Gefälligkeits-pastoral“ bezeichnet. Damit verbindet sich die Absicht, die „Noch-Mitglieder“ in der Organisation Kirche zu halten, d.h. sie so zu behandeln, dass sie „zufriedene Kunden“ sind, insbesondere bei den für sie wichtigen Gelegenheiten der Kontaktaufnahme, den Kasualien und Weihnachten. Da die berufliche Identität und das Selbstwertgefühl von Pfarrern in hohem Maß darauf beruhen, dass sie „die Kirche“ repräsentieren, und da ihnen bewusst ist, dass sie in den Augen der Leute auch als die Repräsentanten der

¹Vortrag bei der Pfarrkonferenz des Ev. Kirchenkreises Hofgeismar am 10.12.2014 in Immenhausen. Aufgrund der anschließenden einstündigen (!) Diskussion mit den beteiligten Pfarrerinnen und Pfarrern wurde der Text bearbeitet und erweitert.

² Fulbert Steffensky, Pastorale Existenz, in: epd-Dokumentation Nr. 46 vom 18.11.2014, 15-23.

Kirche angesehen werden, bewirken unzufriedene Kirchenmitglieder, die sich – womöglich trotz der Erfahrung guter Dienstleistungen – von der Kirche abwenden, eine persönliche Kränkung beim Pfarrpersonal.

Ähnlich wie anderswo in der Arbeitswelt besteht auch bei Mitarbeitern in der Kirche ein erheblicher *Konformitätsdruck*. Wir versuchen, uns durch Anpassung Anerkennung zu erwerben. Dieser Druck führt, wie Organisationsforscher und Psychologen nachweisen, zu emotionaler Vereinnahmung und einem atmosphärischen Zwang, nicht abzuweichen. Pfarrer müssen wie Kellner und Stewardessen, Ärzte und Anwälte in ihrem Beruf freundlich sein, um ihre wählerische und anspruchsvolle Klientel nicht vor den Kopf zu stoßen. Das erzeugt „emotionale Dissonanz“: die Gesten der Freundlichkeit entkoppeln sich irgendwann von echten Gefühlsempfindungen.³

Wir haben es also mit einer Gemengelage von Motiven und Befindlichkeiten in einem kirchlichen Kontext („Volkskirche“) zu tun, in dem die Beziehungen zwischen den Pfarrern und den übrigen Kirchenmitgliedern stark von Rollenbildern und Rollenerwartungen geprägt sind. Was „man“ als Pfarrer und Pfarrerin sagt und tut, was „man“ von ihr oder ihm billigerweise erwarten kann, bestimmt wie ein Code das Verhalten.

Nun zu unserer Wahrnehmung von Kirche. Wir Pfarrer haben ständig damit zu kämpfen, dass das, was wir von Amts wegen für die Menschen tun, von der spätmodernen Gesellschaft nicht so gewürdigt und wertgeschätzt wird, wie wir es uns wünschen. Wir können Gottesdienste so lebendig und abwechslungsreich gestalten wie wir wollen, wir können gut vorbereitete Predigten halten, wir können die Uhrzeit des Gottesdienstes verändern – es scheint alles nichts zu nützen, insofern es viele Menschen nicht dazu bewegt, aus freien Stücken unsere Gottesdienste zu besuchen. Wir können uns bemühen, bei Trauungen und Trauerfeiern auf die Vorstellungen und Wünsche von Paaren und Hinterbliebenen einzugehen, wir können ihnen zuliebe in Parks und in die Wälder gehen, können Kinder taufen, auch wenn Eltern und Paten kaum mit kirchlichem Leben in Berührung kommen und niemand sagen kann, wie ernsthaft die gegebenen Taufversprechen gemeint sind, wir können Konfirmationen und Jubiläen auf persönlich ansprechende Weise durchführen – es scheint alles nicht verhindern zu können, dass die so gut betreuten Mitglieder demnächst aus der Kirche austreten.

Als wiederkehrende Erfahrung ist das frustrierend. Auf die Dauer kann daraus ein Gefühl der Vergeblichkeit allen beruflichen Tuns entstehen, das sich in Depression und Resignation verdichtet.

In der Wahrnehmung von Kirche, die ich gerade skizziert habe, hat Kirche die Sozialgestalt einer *Pastoren- und Kasualkirche*, d.h. einer Kirche, in der die große Mehrheit der Mitglieder das Pfarrpersonal jeweils nur bei Gelegenheit, bei Bedarf für bestimmte Dienstleistungen in Anspruch nimmt. Alle Mitgliedschaftsstudien der EKD aus den letzten 40 Jahren – von „Wie stabil ist die Kirche?“ (1974) bis zur neuesten fünften

³ Jan Grossarth, Was die Arbeit mit mir macht, in: FAZ Nr.272 vom 23.11.2014, C 1.

Erhebung „Engagement und Indifferenz“ (2014) – zeigen nun, dass die Verbundenheit evangelischer Christen zu ihrer Kirche in der *Kirche vor Ort* begründet ist. Wichtig sind Gottesdienste, Kasualien und die diakonische Arbeit vor Ort, das sind die Kindertagesstätten, die Diakoniestationen und anderes. Die Begegnung mit dem Pfarrer vor Ort ist eine der entscheidenden Qualitäten, die das Verhältnis zur Kirche und zum Glauben prägen. Der Soziologe Detlef Pollack, einer der wissenschaftlichen Begleiter der Studie, weist auf diesen Zusammenhang eindrücklich hin: „Im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Annahme ist der Glaube ... kein von der Institution Kirche isolierter rein individueller Akt. Er bedarf vielmehr der institutionellen Unterstützung, und er verkümmert, wenn ihm die kommunikative Unterstützung durch Interaktionen im Raum der Kirche, durch Kontakte zum Pfarrer, durch den Gottesdienst fehlt. Das haben unsere Analysen ... immer wieder gezeigt: Intensive kirchliche Praxis und das Bekenntnis zum Glauben an Gott korrelieren hoch.“⁴ Anders gewendet: „Ohne religiöse Praxis und kirchliche Bindung erodiert auf Dauer die christlichen Überzeugung“.⁵

Diese kirchliche Praxis in persönlichen Begegnungen und Interaktionen lebendig zu halten, gelingt der evangelischen Kirche bei vielen Menschen jedoch nicht. Die offiziellen Interpretationen durch Vertreter der EKD legen nahe, dass der Gemeindepfarrer vor Ort der Hauptverantwortliche ist, der dafür zu sorgen hätte, dass die Mitglieder bei der Kirche bleiben. Thies Gundlach, Cheftheologe der EKD, sagt ohne Wenn und Aber: „Kirche – das ist der Pfarrer vor Ort“. Folglich wäre der Mitgliederschwund wesentlich auf *unser* Versagen zurückzuführen. Man kann die neue Mitgliedschaftsstudie aber auch anders interpretieren, nämlich als eine empirische Bestätigung dafür, dass die evangelische Kirche „in erheblichem Umfang an den Bedürfnissen ihrer Mitglieder vorbei“ arbeitet.⁶ Es könnte sein, dass die Organisation der kirchlichen Arbeit sich in die falsche Richtung entwickelt hat und die in allen Landeskirchen betriebenen Strukturreformen diese Fehlentwicklung vorangetrieben haben. Sie fördern jedenfalls nicht, was sie vorrangig fördern sollten: positive Erfahrungen von Beteiligung, die bei den Mitgliedern das Gefühl der Verbundenheit stärken.

Die Reformprogramme der offiziellen EKD-Ideologie setzen einseitig auf flächendeckende Versorgung in der Region auf Kosten des sozialen Nahbereichs. Sie verhindern, dass die von der Pfarrerschaft als frustrierend erlebte Situation der Kirche in ekklesiologischer und pastoraltheologischer Hinsicht neu bedacht wird. Sie haften immer noch am Begriff der Volkskirche,⁷ obwohl dieses ideologische Konzept in einer

⁴ Detlef Pollack, Statement vom 6.3.2014 (http://www.ekd.de/EKD-Texte/20140306_pollack_statement_kmu_v.html) (eingesehen am 3.12.2014).

⁵ Reinhard Bingener, Erosion auf fast allen Ebenen, in: FAZ Nr. 57 vom 9.3.2014.

⁶ Reinhard Bingener, Die Lebenslügen der EKD, in: FAZ Nr. 266 vom 17.11.2014.

⁷ Nützlich zur Begriffsklärung ist Wolfgang Huber, Welche Volkskirche meinen wir?, in: Ders., Folgen christlicher Freiheit. Ethik und Theorie der Kirche im Horizont der Barmer Theologischen Erklärung, Neukirchen 1983, 131-145.

zunehmend pluralen, multiethnischen und multireligiösen Gesellschaft längst fragwürdig geworden ist.⁸

Vernunft erweist sich darin, dass man Alternativen denken und die Richtung des Denkens ändern kann. Deswegen frage ich: Inwieweit entspricht unsere Form von Kirchlichkeit, nämlich die Fixierung auf eine Pastoren- und Kasualkirche, überhaupt dem Evangelium? Sind Pfarrer dazu berufen, allen Menschen nett und freundlich zu begegnen, damit die Kirche als gesellschaftliche Organisation erhalten bleibt? Wir können es uns erlauben, Kirche und Pfarramt in einer anderen Richtung zu denken.

Die Negativ-Erfahrungen in der pastoralen Praxis verführen leicht dazu, dass wir in die falsche Richtung denken und meinen: „Wir müssen dafür sorgen, dass die Kirchen voll sind, die Mitgliedszahlen steigen und evangelische Kirche öffentliches Ansehen gewinnt“. Wir erliegen einem fundamentalen Selbstmissverständnis unseres Amtes und einem leistungsorientierten Selbstbild, wenn wir meinen, nur so könnten wir dem Evangelium gerecht werden. Zudem treiben wir auf diese Weise, ob gewollt oder nicht, die ohnehin schon fortgeschrittene Selbstsäkularisierung der Kirche weiter. Sie reduziert die Kirche auf ihre Funktionen, ihre soziale Relevanz, ihren Weltbezug und sieht von den primären Institutionen (Predigt, Abendmahl, Taufe, Gebet) ab, in denen Kirche sich in ihrem Wesen als religiöse Glaubensgemeinschaft darstellt. Die primären Institutionen werden dadurch in den Sog desselben Funktionalismus hineingezogen.⁹

Unsere Erfahrungen des Ungenügens werden schließlich noch verstärkt, wenn empirische Untersuchungen darüber, was die Kirchenmitglieder bzw. „die Leute“ über „die Kirche“ denken, dazu benutzt werden, aus Befunden Handlungsanweisungen abzuleiten. So wichtig es sein kann, die Einstellungen und Meinungen von Kirchenmitgliedern zu ermitteln, so wenig darf man sich darüber täuschen, dass uns hier lediglich die Form von Kirchlichkeit, die durchschnittlich praktiziert wird, in einer Spiegelung begegnet. Wir ersehen daraus, weshalb die Leute sich so verhalten, wie sie sich verhalten. Aber wir gewinnen daraus keine Vollmacht. Jesus fragte seine Jünger: „Wer sagen die *Leute*, dass ich sei?“ Das zu ermitteln genügte ihm aber nicht. Er fragte sie auch: „Wer sagt denn *ihr*, dass ich sei?“ (Mt 16,13-16). Darauf kam es ihm an, auf das *Bekennen* zu ihm als dem Christus und nicht auf Meinungen.

Aus den Ergebnissen empirischer Studien lassen sich im besten Fall Prognosen, Hochrechnungen und Wahrscheinlichkeitsaussagen ableiten. Sie sagen, was aller menschlichen Voraussicht nach geschehen wird, was geschehen *könnte*, wenn sich die ermittelten Gesetzmäßigkeiten der Vergangenheit in die Zukunft fortsetzen. Aber sie können niemals begründen, dass Menschen etwas Neues wagen und einen bestimm-

⁸Die nationalprotestantischen Konnotationen des Begriffs – im Sinne von Kirche eines Volkes oder Nationalkirche – sind stets mitzubedenken. Vgl. Christian Hanke, Volkskirche als Notbegriff. Kirche und Gesellschaft nach dem Bündnis von Thron und Altar, in: Quo vadis, Volkskirche? Ein umstrittenes Modell in der aktuellen Diskussion, epd-Dokumentation Nr.45 vom 11.1.2014, 16-23, hier: 21.

⁹Vgl. Walter Mostert, Jesus Christus – Anfänger und Vollender der Kirche, Zürich 2006.

ten Weg gehen, um neue Möglichkeiten wahrzunehmen, die sich überhaupt erst auf diesem Weg eröffnen. Wenn man Umfragen und empirische Erhebungen zur alleinigen Grundlage für das Handeln nimmt, ist manches schon zu Ende, bevor es angefangen hat, oder es werden Dinge beendet, die eigentlich weitergehen müssten, wenn Gottvertrauen eine Rolle spielen würde.

II Die Bestimmung von Kirche und Pfarrerschaft – Erinnerung an Niemöller und Bonhoeffer

Ich will nun auf die beiden Fragen eingehen, die meines Erachtens beantwortet sein müssen, wenn wir nicht in einer lähmenden Beschreibung der kirchlichen Situation und kurzschlüssigen Aufgabenzuschreibungen an die Pfarrerschaft stecken bleiben wollen. Diese Fragen lauten: *Wozu ist die Kirche da? Wozu sind wir Pfarrer da?*

Ich setze bewusst nicht empirisch an, sondern beziehe mich auf zwei Protestanten, die uns als Pfarrer und Theologen der Bekennenden Kirche über die Bestimmung von Kirche und Pfarrerschaft Auskunft geben: Martin Niemöller und Dietrich Bonhoeffer.

Martin Niemöller ging mit der Institution Kirche außerordentlich kritisch um, obwohl er ja selbst ein Vertreter dieser Institution war.¹⁰ Von 1931 bis zu seiner Verhaftung 1937 war er Gemeindepfarrer im Berliner Villenvorort Dahlem, danach wegen seiner mutigen Predigten siebeneinhalb Jahre KZ-Häftling in Sachsenhausen und Dachau, von 1947 bis 1964 der erste Kirchenpräsident der EKHN. Statt die Kirche in ein helles Licht zu rücken, stellt er sie radikal in Frage. Dabei will er vor allem zeigen, inwiefern die Kirche, mag sie auch in mancher Hinsicht weltlichen Institutionen ähnlich sehen, sich doch prinzipiell von ihnen unterscheidet. In Niemöllers Augen zeugt es von Schwäche, wenn die Kirche auf bloßen Selbsterhalt fixiert ist. Er sagt: „Die Kirche Jesu Christi stirbt nur an der Sorge und Angst um ihr Leben; denn solche Angst ist Unglaube und Verleugnung des lebendigen Herrn.“¹¹ Im Rückblick auf „dreißig Jahre Bundesrepublik“ urteilt er über das Wirken der evangelischen Kirche: „Statt sich zu besinnen und zu konzentrieren, beschäftigte sich die 1945 geschaffene Evangelische Kirche nur mit sich selbst, mit ihrer Verfassung, mit den Fragen ihrer eigenen Struktur; und sie hat bitter dafür bezahlen müssen.“¹² Ähnlich hat Bonhoeffer bereits über die Kirche im „Dritten Reich“ geurteilt: „Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbstbehauptung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger

¹⁰ Im Folgenden übernehme ich einige Wendungen und Beispiele aus einem Vortrag von Dr. Herbert Pillau, *Über das kirchenkritische Erbe Martin Niemöllers* (2013), masch., 10 Seiten. Pillau ist Literaturwissenschaftler und engagierter Kirchenvorsteher der rheinhessischen Kirchengemeinde Heidesheim.

¹¹ Martin Niemöller: „Was würde Jesus dazu sagen?“ Reden – Predigten – Aufsätze. 1937 – 1980. Hrsg. von Walter Feurich unter Mitarbeit von Carl Ordnung, Ost-Berlin 1980, 70.

¹² Ebd. 248.

des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein“.¹³

1949 warnt Niemöller: „Die Kirche Jesu Christi [ist] nicht eine fromme Gemeinschaft satter und gesicherter Bürgerlichkeit.“¹⁴ Er wollte nicht, dass die Kirche zu einer „Pastorenkirche“¹⁵ würde, die den christlichen Glauben in ein innerliches Phänomen ohne Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Praxis verwandelt. Sie würde dann zu einem „Ghetto“¹⁶ innerhalb der Gesellschaft werden. Dies widerspricht nach Niemöller dem Auftrag der Kirche. So äußert er 1960 bei einem Vortrag vor dem deutsch-französischen Bruderrat: „Die Kirche ist in die Welt hineingestellt, aber mit einem Auftrag an die Welt und nicht, um sich gegen die Welt abzuschirmen und ein möglichst ungestörtes Eigendasein zu führen: Sie soll von ihrem Herrn zeugen und den Dienst ausrichten, zu dem sie berufen ist“.¹⁷

Oft schimmert bei Niemöller durch, wie sehr seine Kritik an der Kirche von seinen Erfahrungen im „Dritten Reich“ bestimmt wird. Als Exponent der Bekennenden Kirche weiß er genau, dass die Wohlorganisiertheit der ‚Mehrheitskirche‘, der „Deutschen Christen“, bloß ein völliges geistliches Scheitern verschleiert. Aus diesem Blickwinkel verfolgt er argwöhnisch die Entwicklung der evangelischen Kirche in Deutschland nach dem Kriege. Er registriert hier eine Konzentration auf die Stabilisierung innerkirchlicher Strukturen. Der Eifer bei der Perfektionierung des „Apparates“¹⁸ zeugt seiner Einschätzung nach nur von der mangelnden Bereitschaft, sich vom Glauben tragen zu lassen. In Otto Dibelius, dem Bischof von Berlin und Brandenburg sowie dem Ratsvorsitzenden der EKD von 1949 bis 1961, sieht er den Repräsentanten für diese Entwicklung und damit seinen wichtigsten Widersacher.¹⁹

Bei der Kirchenversammlung in Treysa im August 1945 ruft Niemöller zuerst die Kirche zur Buße. Er weiß, dass eine echte Erneuerung der Kirche nicht durch reformerische Maßnahmen im Bereich des kirchlichen Lebens zu erreichen ist, sondern nur durch *Umkehr* zum Lebensgrund des Wortes Gottes, aus dem die Kirche lebt.²⁰ In der Sprache des Neuen Testaments heißt diese Umkehr *μετάνοια*, also grundlegender Sinneswandel, Wandel der Grundhaltung. Was sollte in der Kirche geschehen? Niemöller sagt offen, woran ihm liegt: Wir „fragen nach der Erneuerung der Kirche, nach ei-

¹³ Widerstand und Ergebung, zit. nach: Wolfgang Huber, Wahrheit und Existenzform. Anregungen zu einer Theorie der Kirche bei Dietrich Bonhoeffer, in: Ders., Folgen christlicher Freiheit. Ethik und Theorie der Kirche im Horizont der Barmer Theologischen Erklärung, Neukirchen 1983, 197.

¹⁴ Ebd. 73 (Aufsatz von 1949).

¹⁵ Ebd. 128 (Vortrag von 1960).

¹⁶ Ebd. 129.

¹⁷ Ebd. 130.

¹⁸ Ebd. 208 (Vortrag von 1974).

¹⁹ Ebd. 282 (Interview von 1980).

²⁰ Vgl. dazu Ernst Wolf, „Erneuerung der Kirche“ im Lichte der Reformation, in: EvTh 6 (1946/47), Heft 7/8, 313-338, bes. 321 und 328.

ner echten und ernsten Reformation“.²¹ Die Kirche erneuert sich nicht, wenn sie wieder eine „Behördenkirche“ mit bischöflicher Leitung wird. „Wir wollen eine Kirche aus lebendigen Gemeinden, und daß die Kirche Gemeinde ist, soll auch in ihrem Aufbau und ihrer Organisation zum Ausdruck kommen“.²²

Es ist deutlich: Niemöller verhält sich kritisch zur *Amtskirche* als Organisation nach dem Muster staatlicher Behörden. Für ihn, wie übrigens für Luther, ist Kirche primär christliche *Gemeinde*. Die Gemeinde soll Zeugnis geben von ihrem Herrn Jesus Christus, sie soll sich zu ihm bekennen und ihm dienen. Deswegen sollte sich eine Landeskirche von unten nach oben aus den örtlichen Gemeinden aufbauen.

Niemöller beruft sich auf Dietrich Bonhoeffer, um den Zusammenhang von Glaube und Nachfolge zu unterstreichen. Bonhoeffer unterscheidet bekanntlich zwischen „teurer“ und „billiger“ Gnade.²³ „Billige“ Gnade heißt für ihn: „Ich kann nun auf diese Gnade hin sündigen, die Welt ist ja im Prinzip durch Gnade gerechtfertigt. Ich bleibe daher in meiner bürgerlich-weltlichen Existenz wie bisher, es bleibt beim alten, und ich darf sicher sein, daß mich die Gnade Gottes bedeckt“.²⁴ Wohin dieses opportunistische Missverständnis führt, meint Bonhoeffer anhand des Zustandes der evangelischen Kirche im „Dritten Reich“ erkennen zu können. Er fragt: „Ist der Preis, den wir heute mit dem Zusammenbruch der organisierten Kirchen zu zahlen haben, etwas anderes als eine notwendige Folge der zu billig erworbenen Gnade?“²⁵ Die wohlverstandene, d.h. „teure“ „Gnade“ wäre demgegenüber nicht eine Lizenz zum Weitermachen, sondern ein Appell zum Aufbruch.

Blickt man mit dieser Einsicht auf die Geschichte der evangelischen Kirche nach 1945, so bestätigt sich Niemöllers Urteil: Die Kirche war – und ist immer noch – *hauptsächlich mit sich selbst*, mit ihrer eigenen Struktur beschäftigt. Unentwegt werden Strategiepapiere produziert und Strukturreformen durchgeführt. Als „Kirche für alle“ ist sie ständig bemüht, „sich auf alle Bevölkerungsgruppen, Bildungsschichten und Bedürfnislagen einzustellen“ und muss „entsprechend zur Differenzierung der Gesellschaft sich selbst in ihren Aktivitäten differenzieren und immer neue Arbeitsfelder eröffnen“.²⁶ Daraus erklärt sich der hohe Grad permanenter Selbstbeschäftigung.

Auf diesem Weg lässt sich aber die Grundfrage der Kirche, die Frage nach der rechten Verkündigung, nicht beantworten. Denn ein grundlegender Sinneswandel – eine Umkehr – findet nicht statt. Daher kann auch der Zusammenhang von Glaube und Nachfolge nicht festgehalten werden.

²¹ Rede auf der Kirchenversammlung in Treysa 1945, in: Martin Niemöller, Reden 1945-1954, Darmstadt 1958, 11-15, hier: 14.

²² Ebd.

²³ Dietrich Bonhoeffer, Nachfolge. Hrsg. von Martin Kuske und Ilse Tödt. Gütersloh 2011, 37. „Gnade als Voraussetzung ist billigste Gnade, Gnade als Resultat teure Gnade“ (ebd.).

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd. 40.

²⁶ Reiner Preul, Kirchentheorie. Wesen, Gestalt und Funktionen der evangelischen Kirche, Berlin 1997, 198.

Wie immer man die Kirchenstrukturen verändert, die *Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit* bleibt bestehen. Die Verkündigung des Wortes Gottes soll Menschen unbedingt angehen, sie soll das ganze Leben betreffen und durch das Evangelium erneuern. Die kirchliche Wirklichkeit widerspricht diesem hohen Anspruch. Offenbar gelingt es auch besonders glaubwürdigen und überzeugenden Pfarrern nicht, der Gemeinde hinreichend seine Bedeutung zu vermitteln. Christlicher Glaube bleibt für viele bestenfalls eine Option, eine religiöse Präferenz, aber sie ist keine das ganze Leben bestimmende Kraft. Wir bemerken oft schmerzlich, wie wirklichkeitsfremd die christliche Botschaft erscheint, wie wenig sie mit dem Alltagsleben der Menschen zu tun hat und wie selten sie die Lebensführung verändert.²⁷

Warum lässt sich diese Diskrepanz nicht aufheben? Die Reformatoren geben uns im Augsburger Bekenntnis eine doppelte Antwort. Erstens: Nicht *wir* sind es, die den Glauben bewirken, sondern der Heilige Geist wirkt durch das Predigtamt, vermittelt durch das Evangelium und die Sakramente „den Glauben, wo und wann er will, in denen, die das Evangelium hören“ (CA V). Und zweitens: Die Kirche ist in diesem Leben ein *corpus permixtum*, gemischt aus Glaubenden und Nichtglaubenden (CA VIII). Wir können sie nicht zu einer Kirche der Reinen und Frommen, d.h. der vollkommenen Christen machen. Wir können nicht einmal uns selbst dazu machen – und müssen es auch nicht. Denn wir werden gerechtfertigt durch den Glauben an Gottes freie Gnade, die uns um Jesu Christi willen zugesprochen wird (CA IV). Daraus gehen ganz von selbst die guten Werke hervor, wie Luther nicht müde wird einzuprägen: „Ein Christenmensch, der in dieser Zuversicht gegen Gott lebt, ... vermag alle Dinge, nimmt alle Dinge auf sich, was zu tun ist, und tut's alles fröhlich und frei, nicht um gute Verdienste und Werke zu sammeln, sondern weil es ihm eine Lust ist, Gott auf diese Weise gut zu gefallen; er dienet Gott ganz umsonst, daran zufrieden, daß es Gott gefällt“.²⁸ Können wir unser Pfarramt unter derzeitigen kirchlichen Bedingungen so wahrnehmen: alles, was zu tun ist, tun wir „fröhlich und frei“?

Die Volkskirche überzeugt als Pastoren- und Kasualkirche immer weniger, sie ist zu teuer und hat zu wenig Personal.²⁹ Wer versucht, sie als *Kirche für das Volk* zu begreifen, die durch ihre Botschaft an alles Volk gewiesen ist, hätte darzulegen, wie es gelingen kann, ihre nicht ordinierten Mitglieder für das geistliche und gottesdienstliche Leben der Kirche mitverantwortlich zu machen.³⁰ An diesem Punkt zeigt sich die Schwäche aller Kirchentheorien, die sich ganz an den Funktionen der Kirche orientieren. So vermag etwa die Kirchentheorie des Kieler praktischen Theologen Reiner

²⁷ Vgl. Michael Klessmann, *Das Pfarramt. Einführung in Grundfragen der Pastoraltheologie*, Neukirchen 2012, 109.

²⁸ Martin Luther, *Von den guten Werken* (1520), in: WA 6, 204ff, hier: 207 (modernisierte Schreibweise).

²⁹ Vgl. Klessmann, 283.

³⁰ Seit dem 19. Jh. (Johann Hinrich Wichern) wird Volkskirche auch als Kirche für das Volk verstanden, damals eine reformkirchliche Idee. Nach Karl-Wilhelm Dahms funktionaler Kirchentheorie aus den 1970er Jahren hat Reiner Preul dieses Konzept wieder aufgenommen (aaO. §8 Kirche als Volkskirche, 178-203). Vgl. auch Bischof Dr. Markus Dröge, *Die Botschaft an alles Volk. Die EKBO als offene, öffentliche Kirche und gesellschaftlich engagierte Volkskirche*, in: *Quo vadis, Volkskirche?*, aaO. 6-10, hier: 9.

Preul den sonntäglichen Gottesdienst nicht um seiner selbst willen zu würdigen, sondern betrachtet ihn unter dem Aspekt seiner lebensgeschichtlichen Bedeutsamkeit wie eine Amtshandlung.³¹ Die Mehrheit der Kirchenmitglieder hält ihn aber nicht für so bedeutungsvoll, weil sie sich von vornherein abtinent zu ihm verhält. Für sie begrenzt sich „die Beteiligung am kirchlichen Leben auf die Kontakte, die durch die eigene Lebensgeschichte oder durch die Biographie von Verwandten, Freunden und Kollegen vorgegeben sind“.³² Daher begreifen sie den normalen Gottesdienst nicht als ihre Sache. Er erscheint ihnen als Veranstaltung der Pfarrer für diejenigen, die sie brauchen, d.h. für Menschen aus dem parochialen Gemeindemilieu.

Wie kommen Gemeinden dazu, aus der Betreuungskirche aufzubrechen und zu *Beteiligungsgemeinden* zu werden? Der Antrieb dazu ist bei den Bezugsgruppen, mit denen wir in der Gemeindegarbeit zu tun haben,³³ unterschiedlich ausgeprägt. In den Augen der meisten Kirchenmitglieder stehen Pfarrer im Mittelpunkt kirchlicher Tätigkeit, sie sind zuständig für Kontaktaufnahmen und Repräsentation der Kirche und sollen Vorbilder sein. „Das ist ja schön, dass die Kirche zu mir kommt!“ So begrüßt mich eine Frau, die ich an ihrem Geburtstag besuche. Darin äußert sich die für Kirchendistanzierte typische Einstellung: Pfarrer sind „die Kirche“ – im Grunde ein vorreformatorisches Bild von Kirche und Gemeinde. Wer selber in diesem Sinn *nicht* Kirche ist, sondern sozusagen „passives Mitglied“ (wie Vereine es kennen), fühlt sich auch nicht dafür verantwortlich, wie Kirche sich gestaltet.

Hier bedarf es einer Neuorientierung.³⁴ Viele Kirchenmitglieder müssen für ein Leben gemäß dem Evangelium erst noch gewonnen werden. Das erfordert, *Einzelne* zu suchen und aufzusuchen, die sich aufgrund ihrer Taufe berufen fühlen, aus der Privatexistenz herauszutreten und in der Gemeinde Jesu Christi ein neues Leben zu führen. Diese Einzelnen stehen für die Kirche ein und wissen sich für sie verantwortlich. Als Beteiligte identifizieren sie sich mit ihr: „*Wir* sind Kirche, *wir* sind Gemeinde!“

Das entspricht reformatorischem Kirchenverständnis, das zwischen dem allen Christen aufgetragenen *Dienst* und dem rechtlich geordneten *Amt* unterscheidet.³⁵ Nach Luther ist *jeder* Christ kraft der Taufe befähigt, priesterliche Aufgaben wahrzunehmen.

³¹Vgl. Preul, aaO. 264ff; 282ff.

³² Wolfgang Huber, Kirche in der Zeitenwende. Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche, Gütersloh 1999, 93.

³³ Immer noch für die Analyse nützlich ist Ernst Lange, Die Schwierigkeit, Pfarrer zu sein, in: Ders., Predigen als Beruf, hrsg. von Rüdiger Schloz, Stuttgart 1976, 142-166. Lange unterscheidet vier Bezugsgruppen unter den Kirchenmitgliedern, denen der Pfarrer nicht gleichermaßen gerecht werden könne: (1) die Gruppe mit typisch volkikirchlichem Bedürfnisprofil, die eine kirchliche Begleitung normaler bürgerlicher Existenz erwartet; (2) die Gruppe mit „vereinskirchlichem“ Bedürfnisprofil (Gemeindemilieu); (3) die Kirche der Bewegungen mit „reformkirchlichem“ Bedürfnisprofil und (4) die Gruppe derer, bei denen der Pfarrer „den Geist einer eingeschränkten Christlichkeit“ spürt, d.h. vor allem formal Gebildete, die sich von der Kirche geistig emanzipiert haben, ihr aber (noch) angehören.

³⁴ Wolfgang Huber sah schon vor Jahren die Krise der Kirche primär als eine Orientierungskrise und hielt es für nötig, dass die Kirche sich im Wortsinn immer wieder neu orientiert, d.h. nach Osten hin „auf den Ursprung und Kern des Glaubens“ ausrichtet (Kirche in der Zeitenwende, aaO.264).

³⁵ Vgl. Wilfried Härle, Allgemeines Priestertum und Kirchenleitung nach evangelischem Verständnis, in: Wilfried Härle / Reiner Preul (Hrsg.), Kirche (MJTh 8, MThSt 44), Marburg 1996, 61-81.

men. Als solche nennt Luther ausdrücklich: a) [das Evangelium] verkündigen, b) taufen, c) Eucharistie feiern, d) binden und lösen, e) für andere beten, f) Lob und Dank opfern [= darbringen] und g) Lehre beurteilen.³⁶

Die Verwaltung der Sakramente ist wie die öffentliche Verkündigung an die Ordination gebunden. Gleichwohl sind die priesterlichen Aufgaben *Sache des ganzen Gottesvolkes*, d.h. der Laien im geistlichen Sinn, zu denen grundsätzlich Theologen und Nichttheologen gehören.³⁷ Alle Getauften und Glaubenden sollen dazu angeregt werden, das Evangelium einander zu verkündigen, in der Beichte zu binden und zu lösen, miteinander und füreinander (besonders für Kranke und Sterbende) zu beten, christliche Lehre zu identifizieren und zu beurteilen und so als Christen füreinander da zu sein.³⁸ Um sie darin zu fördern, braucht es *überschaubare Ortsgemeinden*, wo direkte persönliche Kontakte gepflegt werden können.³⁹ Zu große Gemeinden machen es dem Pfarrer unmöglich, jedes Gemeindeglied zu kennen und jedem Einzelnen nachzugehen; sie fördern die Entkirchlichung.⁴⁰

Das Pfarramt ist dazu da, das allgemeine Priestertum zu stärken, so dass einer dem andern das Evangelium mitteilt. Die Pfarrperson ist also gemeinsam mit allen getauften Christen darauf angewiesen, dass *auch ihr selbst* diese Botschaft immer neu nahegebracht wird, während ihr Amt darin besteht, *anderen Menschen* das Evangelium nahezubringen. Der große und schöne Auftrag, dem der Pfarrberuf dient, kann nur von Pfarrern erfüllt werden, die bei ihrer Arbeit *auf sich selbst achten*, die realistisch und barmherzig mit sich selbst ihr Amt ausüben und die, auch um ihrer selbst willen, bereit sind, Macht und Einfluss mit anderen zu teilen.

Wir können unser Amt nicht wahrnehmen, ohne *uns selber ins Spiel zu bringen*. „Wir können das Evangelium lebendig verkündigen nur so, wie es uns lebendig geworden ist“ (Otto Haendler). Das Pfarramt erfordert, persönlich ansprechbar zu sein auf den Glauben, auf die Botschaft von Gottes Liebe und von der Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnade, und dafür einzustehen, d.h. zumindest ansatzweise so zu leben, wie man predigt. Es erfordert, *selber aus dieser Botschaft als einer Kraft Gottes zu leben*. Die Einsicht, dass wir selber vom befreienden Zuspruch des Wortes Gottes leben, ermöglicht uns als Pfarrern, mit menschlichen Leistungsansprüchen *gelassen* umzugehen.

Niemöller und Bonhoeffer erinnern an die große *Freiheit*, die das Evangelium eröffnet, aber auch daran, dass diese Freiheit untrennbar an den *Gehorsam*, d.h. das aufmerksame Hören und Tun gebunden ist. Es geht nicht um „kritiklose Beugung unter einen fremden Willen“, wie Niemöller betont, sondern um „freien Gehorsam“: Ich fol-

³⁶ De instituendis ministris ecclesiae, 1523, in: WA 12, 180ff.

³⁷ Vgl. Karl Barth, Letzte Zeugnisse, Zürich 1969, 36.

³⁸ Vgl. Hans-Martin Barth, Einander Priester sein, Göttingen 1990, 39-46.

³⁹ Dafür wirbt mit Nachdruck Christian Möller, Lasst die Kirche im Dorf! Gemeinden beginnen den Aufbruch, Göttingen 2009.

⁴⁰ So mit einleuchtenden Argumenten Isolde Karle, Das Ende der Gemütlichkeit? Eine Auseinandersetzung mit den Reformbestrebungen der EKD, in: EvTh 67 (2007), 332-349, hier: 344.

ge in freier Entscheidung einem Anspruch, der Stimme des Jesus von Nazareth, an den die christliche Botschaft uns weist. Seine Stimme ist es, „die uns ruft und die uns auffordert, zu hören und in freier persönlicher Entscheidung zu antworten“.⁴¹ 1959 fragt Niemöller: „Auf wen hat die Kirche zu hören, wem hat sie Gehorsam zu leisten? Und die Antwort lautete [1934 in Barmen, M.H.]: Jesus Christus! – Heute kommen wir nicht umhin zu fragen: Was hat die Kirche dem Menschen von heute als Botschaft auszurichten, was hat sie ihm zu verkündigen? Die Antwort kann keine andere sein; sie hat das zu predigen, was sie selber hören, wovon sie selber leben soll, also Jesus Christus, das eine Wort und nichts anderes“.⁴²

Daraus ergibt sich unsere Aufgabe als Pfarrerinnen und Pfarrer und meines Erachtens auch eine Gewichtung unserer Kernaufgaben: wir haben das zu predigen, was wir selber hören, wovon wir selber leben sollen, also Jesus Christus. Wir können das freilich nur, wenn klar ist, dass Kirche „keine eigene Person, kein Subjekt eigenen Rechtes, keine selbständige, für sich bestehende Größe“ ist. Sie „soll und kann nicht mehr sein als Leib, als Gefolgschaft, als Gemeinde; niemals ist sie Haupt, Herr, Meister; aber sie gehört einem Haupt, einem Herrn, einem Meister, weil dieser – nämlich Christus – sie erworben, sie als sein Werk geschaffen hat“.⁴³ Wir müssen uns selber fragen, ob wir unser ganzes Vertrauen auf Jesus Christus setzen, „wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird“ (Barmen I). Anders können wir nicht tun, wozu wir ordiniert sind: das Evangelium ohne Ansehen der Person verkündigen.

In der Agenda für die Ev. Kirche von Westfalen, nach der Niemöller ordiniert wurde, hieß es noch: Wir Pfarrer haben das Evangelium „ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit“ zu verkündigen.⁴⁴ Geht das anders als so, dass es immer wieder auch *uns selber* so verkündigt wird? Niemöller stellt die Frage bezeichnenderweise nicht nur an die Pfarrer, sondern an die Kirche: „vermag es die Kirche, unsere evangelische Kirche von heute, glaubhaft zu machen, daß sie selber ihr ganzes Vertrauen auf den Jesus Christus setzt ...? ... Ist es der Kirche zu glauben, daß sie keinen andern Herrn, keinen andern Meister, kein anderes Haupt anerkennt als ihn, den sie predigt?“⁴⁵ Mit diesen Fragen aber bewegt sich Niemöller wiederum in erstaunlicher Nähe zu Bonhoeffers Kirchenverständnis: „Die Wahrheit, von der die Kirche Zeugnis ablegt, ist nicht das Resultat von Deduktionen, sie ist nicht die Vermittlung eines bestimmten Lehrbestandes. Sie ist geschehende Wahrheit. Sie erschafft sich ihre Existenzform. Es ist möglich, daß die Kirche die reine Lehre predigt und daß sie dennoch unwahr ist. Der Wahrheitscharakter hängt von der Existenzform dieser Kirche ab.

⁴¹ Christliche Bindung bedeutet Freiheit (1956), in: Martin Niemöller, Reden 1955-1957, Darmstadt 1957, 77-85, hier: 80 und 82.

⁴² Christus und die Kirche (1959), in: Martin Niemöller, Reden 1958-1961, Frankfurt/Main 1961, 133-146, hier: 137.

⁴³ Ebd. 141.

⁴⁴ Martin Niemöller, Dahlemer Predigten. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Michael Heymel, Gütersloh 2011, 77f Anm. 9.

⁴⁵ Christus und die Kirche, aaO. 144.

Ihre Existenzform aber heißt Nachfolge und nicht Volksnähe oder Volksverbundenheit“.⁴⁶

Kirche in diesem Sinn sind wir nicht. Wir können es auch nicht werden, solange wir uns an der EKD-Ideologie orientieren. Diese Ideologie, die Pfarrer kurzerhand mit der Kirche identifiziert, vermittelt ein von Grund auf vorreformatorisches Bild von Kirche und Pfarrerschaft, das von den Erkenntnissen der Bekennenden Kirche gänzlich unberührt ist. Sie eröffnet keine Freiheit. Die große Aufgabe des ordinierten Amtes, das allgemeine Priestertum der Getauften zu stärken, lässt sich nicht dadurch erfüllen, dass man den Leistungs- und Konformitätsdruck auf die Pfarrpersonen erhöht. Sie lässt sich nur erfüllen, wenn wir selber lernen, auf die Stimme dessen zu hören, der uns wahrhaft frei macht und unabhängig von aller Menschenfurcht und Menschengefälligkeit.

Leere Bänke im Gottesdienst und Kirchenaustritte sind Phänomene einer Kirche, in der die behördlich registrierte Kirchenmitgliedschaft genügt. Aus der Sicht afrikanischer und asiatischer Christen befinden wir uns in Deutschland in Missionsgebiet. Die westeuropäischen Volkskirchen sind herausgefordert, bekennende und missionarische Kirchen zu werden, oder sie werden bedeutungslos. Dabei geht es für Europäer, die den Grundsätzen von Aufklärung und individueller Selbstbestimmung verpflichtet sind, gleich um eine *doppelte Bekehrung*: erstens zum Wirklichkeitsverständnis der Bibel und zweitens zu Jesus Christus als dem Herrn.⁴⁷ Andernfalls bleibt ihr Christusglaube ein bloß gedachter Glaube, der im Leben keine heilvolle Wirkung hat.

III Mut zur Veränderung aus den Quellen des Glaubens

Der evangelische Theologe und Psychotherapeut Uwe Böschmeyer kennzeichnet die Möglichkeiten jedes Menschen, sein Leben zu verändern, mit dem Satz: „Du bist mehr als dein Problem“. Was uns davon abhalte, die Möglichkeiten auszuschöpfen, die in uns liegen, formuliert er augenzwinkernd mit einem geringfügig veränderten Schlagertitel: „Ich hab mich so an mich gewöhnt“.⁴⁸

Woher gewinnen wir den Mut, Veränderungen zu wagen? Veränderungen in Richtung einer missionarischen Kirche, die Zeugnis ablegt von der befreienden Wahrheit, von der sie selber lebt? Machen wir uns zunächst bewusst: Wir Pfarrer sind mehr als unsere Probleme. Wir sind mit unseren individuellen Begabungen und Talenten zu etwas Größerem berufen. Wir dürfen und sollen sein: Botschafter an Christi Statt, Freudenboten, Boten der Freiheit, zu der Christus uns befreit hat. Wir haben uns allzu

⁴⁶Finkenwalder Homiletik, zit. nach: Wolfgang Huber, Folgen christlicher Freiheit, aaO. 171.

⁴⁷Vgl. Jochen Teuffel, Mission als Namenszeugnis. Eine Ideologiekritik in Sachen Religion, Tübingen 2009, 249f; ders., Einladung zum heiligen Spiel. Über die Unterschiede zwischen asiatischem und europäischem Christentum, in: Nachrichten der Ev.-Lutherischen Kirche in Bayern 63, Nr. 7 (Juli 2008), 200-202, hier: 201.

⁴⁸ In der Gesprächsreihe „Doppelkopf“ des Hörfunk-Programms HR 2 am 1.12.2014.

sehr an uns selbst gewöhnt in der Rolle von Dienstleistern für eine wählerische Kundschaft. Das tut uns nicht gut – und den von uns Bedienten auch nicht.

Auch unsere Kirche ist mehr als ihr Problem. Sie ist nicht bloß eine bediente Kirche und Gemeinde derer, die sich an ihrer zugeschriebenen Mitgliedschaft genügen lassen. Sie hat einen Auftrag und eine Sendung. Sie darf und soll Menschen zur Nachfolge Jesu rufen, so wie sie selber berufen ist, in seiner Nachfolge zu existieren. Das wird einem nicht einfach zugeschrieben. Dazu wird der Einzelne herausgefordert. Unsere Kirche hat sich allzu sehr an sich selbst gewöhnt, an ihre eigenen Milieus, an ihre Selbstbeschäftigung in Gremien und Gruppen. Das tut ihr nicht gut.

Der nächste Schritt: Vergewissern wir uns, wo die Quellen unseres Glaubens und unserer Hoffnung liegen, wo wir geistlich an Leib, Seele und Geist gestärkt werden. Wir finden diese Quellen im *Gottesdienst*. In manchen unserer Gemeinden wird der Gottesdienst kraftlos und lahm gefeiert. Der Gesang ist schwerfällig, die Gottesdienstbesucher sind körperlich anwesend, aber ohne Freude und Schwung. Es fehlt die lebendige Beteiligung. Von solchen Gottesdiensten geht keine Inspiration aus. Hier ist eine Unterbrechung des Gewohnten nötig. Pfarrer und Kirchenmusiker müssten erst einmal mit Kirchenvorstehern und interessierten Gemeindegliedern über den Sinn von Gottesdienst und Liturgie sprechen, damit es zur Erneuerung des gottesdienstlichen Lebens kommen kann. Dennoch halte ich daran fest: Zugang zu den Quellen des Glaubens finden wir im Gottesdienst. Ein Theologe und A-Kirchenmusiker sagte zu mir: „Der Gottesdienst ist die am meisten unterschätzte Lebenschance der Kirche“.⁴⁹ Ergreifen wir diese Chance für uns selbst!

Im Advent werden wir eingeführt und üben uns ein in die Erwartung Jesu Christi. Sie enthält ein Doppeltes: die Vorbereitung auf das Gedächtnis seines ersten Kommens und die Erwartung der Wiederkunft des Gekommenen. In der Liturgie der Adventssonntage lernen wir gleichsam spielend christliche Hoffnung. Zeugnisse dieser Hoffnung sind die Adventslieder, die die Gemeinde in den Mund nimmt. Singend setzt sie präsent, was die Lieder sagen, wird selber Mund und Stimme der Botschaft vom kommenden Herrn. In ihren Liedern äußert sich gesungener Glaube, der stets mehr ist als das, was wir gerade glauben. Insofern ist die christliche Gemeinde immer sich selbst voraus, wenn sie singt: sie singt mehr als sie glaubt, damit sie glaubt, was sie singt. Sie singt vom Advent, damit die Hoffnung auf den Advent in ihr und durch sie lebt und wächst.

Durch die liturgische Feier der vier Adventssonntage übt sich die christliche Gemeinde ein in ein *Leben, das ganz von der Zukunft ihres Herrn bestimmt und ganz auf sie ausgerichtet ist*. Sie feiert Advent, um sich einzuüben in eine Existenz in der Hoffnung, der konkreten Erwartung des Erscheinens Jesu Christi.

⁴⁹ Der frühere Landeskirchenmusikdirektor der EKHN, Michael Graf Münster, im März 2014 in einem Interview.

Am vierten Adventssonntag hören wir als Evangelium den Lobgesang der Maria, das Magnificat (Lk 1,46-55), das Lied einer Prophetin.⁵⁰ Mit Bezug auf dieses Lied sagte Philipp Potter: *Christianity was born in a song* – die Christenheit, die christliche Gemeinde wurde in einem Lied geboren. Maria hat Christus empfangen durch den Heiligen Geist. Darin repräsentiert sie die Kirche, die Gemeinde. Alles, was von ihr gesagt wird, kann auch der Gemeinde zugeschrieben werden, die ihren Lobgesang singt. Maria ist guter Hoffnung. Sie trägt den im Leib und wird den zur Welt bringen, der Israel und den nichtjüdischen Völkern das Leben bringt: den Messias, den Christus. Was sie mit Freude erfüllt, ist die Nähe Gottes, ihres Heilandes. Geistesgegenwärtig ‚sieht‘ sie, wie machtvoll befreiend er handelt.

Davon sollen wir *mitihrsingen* und sagen. Luther widmete dem Magnificat eine schöne Auslegung⁵¹ und hielt es für so wichtig, dass er es als gemeinsam gesungenes Gebet in der Vesper beibehielt. Durch das Singen dieses Hymnus können wir gleichzeitig werden mit der jungen Mutter, die von einer neuen, messianischen Welt singt: *Er zerstreut die Hochmütigen. Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer ausgehen.* Eine Umkehrung der Verhältnisse, ein „heiliger Umsturz“ (Kurt Marti). Die Sehnsucht danach will in uns gestärkt werden.

An Heiligabend ist das alte Evangelium des Lukas (Lk 2,1-14) unser Predigttext. Da wird wieder die große Freude laut: *Euch ist heute der Heiland geboren!* Allem Volk widerfährt diese Freude, den Hirten zuerst, und alles Volk soll davon hören. Da kann sie sich einstellen, die Volksverbundenheit und die Volksnähe, ganz ungezwungen, wenn die Leute einmal still werden und hören. Die Hirten, die *pastores*, sitzen nachts bei ihren Herden – das weist auch uns unseren Ort zu. Wir halten die Herde zusammen. Und die Weihnachtslieder, die nur in dieser Zeit erklingen, können uns selber die Weihnachtsbotschaft in ihrer Fremdheit nahe bringen. Zuerst kommt sie durch Singen zu uns, dann durch Sagen: *Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden allen Menschen seines Wohlgefallens!* Ich finde eine neue Sprache für die Predigt, wenn ich die alten Lieder meditiere: *Wunderbarer Gnadenthron, Gottes und Marien Sohn, Gott und Mensch, ein kleines Kind, das man in der Krippen findet ...* (EG 38) *Ich steh an deiner Krippen hier ...* (EG 37) *O Bethlehem, du kleine Stadt, wie stille liegst du hier ...* (EG 55). Die Lieder sprechen uns die Weihnachtsbotschaft zu und ins Herz. Dass Gott das Menschsein auf sich nimmt, von der Geburt bis zum Tod, es bis zur Neige erleidet. Er tritt an unsere Stelle, nicht bloß als Mensch für andere, sondern Gott selbst tritt in diesem Menschen an unsere Stelle. Darin besteht das ganze Evangelium, seine Quintessenz.

⁵⁰ Vgl. zum Folgenden Michael Heymel, *Maria entdecken. Die evangelische Marienpredigt*, Freiburg 1991, 137-173, ders., *Das Lied einer Prophetin. Das Magnificat in Israels Gegenwart gelesen*, in: *Pastoraltheologie* 82 (1993), 437-445.

⁵¹ Vgl. *Das Magnificat verdeutscht und ausgelegt*, 1521, WA 7, 546-601.

Die Kirche ist dazu da, diese frohmachende Botschaft „auszurichten an alles Volk“ (Barmen VI). Das ist die Mission der Kirche, d.h. der Gemeinde aller, die auf den Namen Jesu Christi getauft sind. Und wir Pfarrer sind dazu da, als Botschafter der Freude aufzutreten, die der Gemeinde helfen, ihre Mission wahrzunehmen. Das ist aber nur möglich, wenn wir nicht vergessen, dass wir zuerst auch Glieder der Gemeinde sind, die selber trostbedürftig sind, die selber das Lebenswort brauchen, das in ihnen gute Hoffnung für alle Menschen weckt. Deswegen liegt viel daran, dass wir still und empfänglich werden und in uns selbst eine Atmosphäre schaffen, in der wir hörbereit sind für das Unerhörte: Gottes Zur-Welt-Kommen in einem Menschen. Das haben wir zuerst uns selbst zu predigen, uns zuzusprechen und so auch den anderen. Dann kann sich *ereignen*, wovon die Lesungen und Lieder des Advent und des Heiligen Abends sprechen: große *Freude* an dem, was ER, der Heilige, an uns getan hat, *Glaube* gegen alle harten Tatsachen der Welt, dass ER allen Menschen auf Erden Gutes zgedacht hat, und *Hoffnung*, dass ER es durch „heiligen Umsturz“ herbeiführen wird.

Die Kirche kann ihre Mission wahrnehmen, wenn sie sich von unten, von den einzelnen Gemeinden her erneuert. Sie kann sich erneuern, wenn wir Pfarrer uns erneuern. Das Evangelium ist keine europäische Erfindung, es fand erst durch Mission in unsere Kultur Eingang. Indem wir neu darauf hören, können wir auch mit neuer Freude an die theologische Arbeit gehen.